

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 7

Artikel: Romanze in Marseille. Teil 14
Autor: Kilian, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666894>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Romanze in Marseille

14

Copyright by Ex Libris Verlag AG. Zürich

«Es ist ja erstaunlich, wie schnell du dich eingelebt hast», sagte Frank, «und wann wird geheiratet?»

«Möglichst bald», antwortete Martin erbost, der sarkastische Spott machte ihn wütend.

«Scharf gehst du ins Zeug!» lachte Frank versöhnlich.

«Warum legst du die Worte alle auf deine empfindlichste Goldwaage? Du bist manchmal so leicht verletzlich wie die Weibsen an ihren kritischen Tagen. Eigentlich brauchst du ja meine Ratschläge nicht.»

«O doch, Günter!» sagte Martin einlenkend, «ich brauche deinen Rat. Du hast mehr Erfahrung, das weiss ich doch. Und ich will auch nicht undankbar sein, du solltest mich nicht missverstehen. Manchmal bin ich vielleicht nur ein bisschen zu störrisch und empfindlich, ja gewiss — das liegt in der Familie.» Er machte eine Pause und blickte Frank fragend an, dann fügte er hinzu: «Und ich möchte, dass wir heute eine billige Kneipe ausfindig machen und dort essen wie es sich für ziviliisierte Menschen gehört ...» Und ein wenig verlegen fügte er hinzu: «Ich lade dich ein, wenn ich darf.»

«Und ich rate dir, mein Lieber, geh' geizig mit dem bisschen Geld um — im Handumdrehen ist es futsch. Du hast nicht hundert Schweizerfranken in der Tasche, vergiss das nicht.»

«Ja, wenn es noch hundert wären!»

«Siehst du! Geld schmilzt weg, man weiss nicht wie. Gut, ich nehme deine grossartige Einladung an — mit ergebenstem Dank.» Frank neigte seinen Kopf. «Der Himmel möge einst deine Güte belohnen. Doch im Ernst, ich weiss eine Kneipe, wo wir billig essen können und auch genug bekommen, weisst du, nicht so viel schönes Porzellan, aber dafür anständige Portionen. Bei einem Elsässer. Ich kenne ihn, und wenn ich mich nicht arg täusche, ist auch der kleine Schweizer noch dort — den solltest du eigentlich kennen lernen, immerhin ein Landsmann ...»

18.

Die Kneipe des Elsässers befand sich im Gassenlabyrinth über dem Alten Hafen. Es wimmelte in der kurzen und engen Gasse von zerlumpten und halbnackten Araberkindern, von schlampigen und schimpfenden Frauen, von faul herumhockenden Männern jedes Alters. Die Kinder lärmten wie überall auf der Welt, wo viele Kinder beisammen sind; sie jagten einander mit wilden Schreien, sie pfiffen und heulten. Sie spielten mit Murmeln und Würfeln auf den schmutzigen Fliesen, staunten das ekelerregende Abwasser, das mitten durch die Gasse floss. Und Martin musste beim Anblick dieses Kloakenrinnalls unwillkürlich an die quellklaren Bäche seiner Bubenzeit denken, an denen er sorglos gespielt und sich während vielen Stunden vergessen hatte. Er dachte an das kühlrippende, quirlende Wasser, das über die bunten Kiesel hinströmte, über saftig-grüner Brunnenkresse flimmerte, über ausgeschliffene Sandsteinstufen plätscherte und sprudelte, sich in kleinen Teichen sammelte, in denen sich die rotgetupften Forellen tummelten. Und in den wuchernden Erlenstauden, den Haselbüschchen und Ebereschen sangen und schwatzten die Vögel um die Wette, und oft hatten sie die Rehe belauscht, die dort zum Wasser kamen, den Bach überquerten und ihrem Wechsel folgten. In dieser südlichen Stadt, zwischen den grauen Elendsfassaden, spielten die Kinder so selbstvergessen im Dreck und Schmutz, der wie Eiter aus den Löchern der Behausungen sickerte, wie er einst am heimatlichen Bach. Und rein wie blaue Seide war nur der schmale Himmelsstreifen über der klaffenden Gassen schlucht.

Vielelleicht war er in der vergangenen Nacht auch durch diese Gasse geirrt? Er wusste es nicht mehr. Sie waren sich alle so ähnlich, nicht wie ein Ei dem andern, aber wie eben Elend dem Elend, wie Schmutz und Verwahrlosung sich überall ähnlich sind. Und auch diese übervölkerten Elendsviertel waren Gottesland! Auch diese rachi-

tischen, skrofulösen und verwahrlosten Kinder, diese bleichsüchtigen Mädchen und Burschen, diese schlampigen Frauen und dumpf dösenden Männer, sie alle gingen in Gottesland, kamen aus Gottes Hand. Oder hatte er sie vergessen, verstoßen und ausgeschieden, ihnen den Rücken zukehrt und sich selbst überlassen? So unendlich vielen Menschen musste er ja immerzu den Rücken wenden!

Die Kneipe des Elsässers fanden sie mitten in der stinkenden Gasse. Ueber eine ausgetretene Steinstufe hinunter kamen sie in einen düsteren, fensterlosen Raum. Genau genommen war es ein Loch, eine Höhle, primitiv und beklemmend; die Luft war abgestanden und mit vielen schlechten Gerüchen gesättigt; es roch säuerlich und übel nach Latrine. Tische und Bänke, nahe beieinanderstehend, bildeten das armselige Mobiliar dieser Schenke, einige Gäste sassen herum, dösten oder schliefen. Martins Augen mussten sich zuerst an das Zwielicht gewöhnen. Nur undeutlich vermochte er die Gesichter der Gäste zu erkennen. Im Hintergrund befand sich das Büffet, eine Art Kommode oder Anrichte, auf der die Gläser und Flaschen unordentlich herumstanden.

Sie setzten sich an einen der rauen Tische, und Martin vermochte seine Enttäuschung kaum zu verhehlen. Er hatte zwar keineswegs erwartet, dass ihn Günter Frank in ein Luxusrestaurant mit Kristallüstern, schuhtiefen Perserteppichen und blasierten Kellnern führe, aber immerhin doch an einen etwas freundlicheren und auch appetitlicheren Ort — sie wollten doch essen!

Hinter ihnen, vor einer feuchtglänzenden Wand, beleuchtete eine schirmlose elektrische Birne die paar Tische. Und dort hatte auch der Kellner gesessen, der sich ihnen mit über die Schulter geschlagenem Tuch dienstfertig näherte. Es war ein junger Bursche, eigentlich ein Kerlchen, mit einem gutmütig-runden Gesicht, mit dunkelblondem, widerborstigem Haar, und auf der Stirn war ihm sogar ein auffallend sichtbarer Knabenwirbel geblieben. Die schmuddlige Jacke, die er trug, war viel zu gross für seinen schmächtigen Oberkörper. Noch bevor er sich nach den Wünschen der neuen Gäste erkundigen konnte, wandte sich Frank in seiner lässig spöttischen Weise an Martin und sagte: «Da schau her — das ist also dein Landsmann! Er ist immer noch da, wie ich vermutet habe. Na, wie geht's denn? Das Fahrgeld bald beisammen?»

Der kleine Schweizer, die klägliche Karikatur eines Garçons, stutzte überrascht, blickte dann

Martin mit weit offenen Augen an, wie um besser sehen zu können, und sagte lebhaft: «Seit er d'Wahrheit, bischt du e Schwiizer?»

«I chas nid abstrite», antwortete Martin und lachte ebenfalls. Etwas merkwürdig Erregendes ging in ihm vor; wie ein Beben in seinem Herzen, ein aufwallend warmes Gefühl der Zuneigung zu diesem armseligen Landsmann.

Und im behaglichsten Berndeutsch, freilich mit gemüthafter Beschleunigung, aber kein Berndeutsch für die Ohren vornehmer Stadtberner, begrüsste nun das Büschlein seinen Landsmann und schüttelte ihm mit spontan überquellender Herzlichkeit die Hand. Es schien fast, als hätte er viele Jahre lang keinen Landsmann mehr gesehen. Und er begann unverzüglich zu fragen und zu reden; die Freude leuchtete aus seinen Augen. Er war noch nahezu bartlos und hatte vermutlich bös unter Pusteln und Hautunreinigkeiten zu leiden. Und bald merkte Martin mit Ergriffenheit, dass der kleine Berner dem Weinen nahe war, dass er die Tränen nur mit Mühe verhielt und ein Schluchzen unterdrückte — es war höchst beklemmend, und Martin hatte plötzlich die fixe Idee, sie müssten beide zusammen im Handumdrehen in Tränen ausbrechen. Zum Glück war es eine fixe Idee, denn der Kleine fasste sich wieder.

Günter Frank sass müde an seinem Platz, lauschte, wunderte sich und verstand kein Wort mehr.

«Weisch», flüsterte der Kleine erregt, «ig bi schwarz hie, ig ha kener Papierli, ig hock hie wie ime Muusloch... Ig bi dervoglüffe — dä Dräckhung, mi Vormund, hät mi süsch no z'todgschlage, dä elendig Lumpehung, dä traurig...»

Er wollte seine ganze Lebensgeschichte, sein schäbiges und trauriges Mauselochdasein in fünf Minuten erzählen, doch als man ihn von einem Nebentisch schon zum dritten Male rief, fuhr er auf, ängstlich und dienstfertig, und hastig sagte er: «Gell, es chlises Momentli, ig chum grad ume!» Und er lachte freudig und um Nachsicht und Geduld bittend. Es war leicht zu sehen, dass er vor Freude fast aus der Haut wollte, nur weil er spürte, dass er einen Menschen gefunden hatte, dem er sein Leid klagen konnte.

«Na, was habe ich dir gesagt», wandte sich Frank an Martin, «der spricht doch dein Idiom.»

«Nicht ganz», erwiederte Martin lächelnd, «aber doch ein sehr vertrautes.»

«Ihr Schweizer seid eigentlich ein sehr familiäres Völklein...»

«Vielleicht bloss in der Fremde», meinte Martin versonnen, «und wenn sich arme Teufel finden. Aber kann man denn hier auch wirklich essen?»

«Gewiss, nur nicht à la carte. Wir wollten doch billig und gut essen?»

Martin nickte und schaute hinüber zu seinem kleinen Landsmann, der hinter der merkwürdigen Theke stand und Wein in Gläser abfüllte.

Insofern sass in der Kneipe eine erlesene Gesellschaft beisammen, als es sich um ausgeprägte und geradezu exemplarische Beispiele der menschlichen Not und Verkommenheit, des Elends und der Vereinsamung handelte. Sie tranken ohne Ausnahme von dem billigen Wein, der die Zunge ätzte und den Wirt unmöglich reich machen konnte. Da war ein alter Mann mit einem filzigen Bart, einer halb zerfressenen Nase und Triefaugen. Da hockten drei andere Männer, deren Alter schwer zu schätzen war, in zerlumpten Kleidern am Tisch und spielten schweigend mit schmierigen Karten. An die feuchtglänzende Rückwand gelehnt schlief mit offenem Mund ein Mann in der Uniform der Legionäre; sein Schnarchen war schon fast ein Röcheln, so als müsste er jeden Augenblick für immer verstummen. Zwei Zuaven blickten mit reglosen Gesichtern vor sich hin; sie schliefen vermutlich mit offenen Augen. Eine alte schmutzige Vettel schwatzte in einer gutturalen Sprache auf einen Mann ein, der vermutlich ihr Mann oder Gefährte war; er hatte sein Gesicht abgewandt und hörte nicht zu, was sie aber keineswegs am Reden hinderte. Sie schwatzte aus beinahe zahnlosem, eingefallenem Mund, schwatzte leidenschaftlich auf ihn ein, wollte ihn offenbar zu etwas bewegen, doch er schwieg und blickte teilnahmslos ins Leere.

Und ein neues Mal dachte Martin beklommen: «Wenn meine Mutter sehen könnte, wo ich bin, in was für eine Spelunke ich da geraten bin.» Neuen Kummer müsste sie zum alten tragen, und ihre Augen würden wohl noch trauriger blicken. Glücklicherweise erfahren indessen die meisten Mütter nicht, wie ihre Söhne verludern und verkommen; ob sie sich mit Treber sättigen oder Lastern verfallen; ob sie Sumpfe durchwaten oder darin stecken bleiben. Bleiben sie aber darin stecken, dann erfahren sie es nie zu spät.

In diesem armseligen Lokal, in dem sich offenbar nur die Aermsten der Armen fanden, um ein Glas Wein zu trinken und die toten Stunden zu verbringen, sie gleichsam nochmals totzuschlagen; um darin zu schlafen oder mit schmierigen Kar-

ten zu spielen. Menschliches Strandgut war es, ohne Gnade und Erbarmen vom Lebenskampf durchgebeutelte Menschen, die nicht einmal mehr auf ein Wunder oder eine unerhoffte Wendung ihres traurigen Schicksals warteten.

«Da kommt der Wirt», sagte Günter leise, «der Elsässer.»

Ein Mann kam an ihren Tisch, der dreissig Jahre oder auch fünfzig hinter sich haben konnte. Er ging leicht nach vorn geneigt, war ausgemergelt und krankhaft mager, so dass die Kleider an ihm hingen wie die Lumpen an einer Feldscheuche. Seine Hautfarbe erinnerte an ungebleichtes Leinen.

Er reichte Frank mit einem verkniffenen Grinsen die Hand und sagte in deutscher Sprache: «So, wieder im Land oder immer noch?»

«Immer noch...» nickte Frank, dann hob er den Kopf und deutete mit dem Kinn auf Martin: «Ein Landsmann von deinem ulkigen Garçon.»

Der Elsässer hatte Martin ohne Neugier betrachtet und gab ihm ebenfalls die Hand — beleidigend ausdrucklos, wie einen leblosen Gegenstand. «So, auch ein Schweizer, und auch ausgerissen?»

Er setzte sich und schlug ein Bein über das andere, mit einer Bewegung, als kostete es ihn eine ungeheure Anstrengung.

«Ausgerissen ist übertrieben», antwortete Martin gutmütig, «man könnte höchstens sagen ausgeflogen.»

«Ein Zugvogel», lachte Frank belustigt, «gestern waren seine Schwingen schwer... am liebsten hätte er seine Mutti wieder angepeilt.»

«Ja, das ist wahr, dort wäre ich ja auch immer zu Hause, wozu es leugnen...» Und er dachte: Ist es wirklich immer Spass, wenn mich Frank aufzieht? Und dieser Mensch, dieser sonderbare Wirt, wie kann man hier nur leben? In dieser verbrauchten Luft, zwischen diesen feuchten, schimmligen Wänden, in diesem ewigen Zwielicht...

Plötzlich begann, wie eine überraschend raselnde Weckeruhr, ein Kind zu schreien, fürchterlich zu plärren, mit heillos gepresster Stimmkraft — durchdringend und ohrenbetäubend. Ganz in der Nähe musste das Kind schreien, Martin blickte erstaunt und irritiert um sich: das Plärren kam nicht von der Strasse, es erfüllte die Wirtsstube, und doch war das Kind nirgends zu sehen. Eine Frau begann mit böse gellender Stimme zu schelten, dann klatschte es, doch das Kind schrie nur noch rasender.

«Deine Frau hat Unterhaltung», sagte Frank lächelnd, in Wirklichkeit ging ihm das Geschrei auf die Nerven. «Ja, diese Unterhaltung erinnert mich an meine Vaterschaft», erwiederte der Wirt gelangweilt; er nagte an seinen zerkauten Fingernägeln. «Kinder müssen ja schreien, das soll gesund sein...»

«Hör mal», sagte nun Frank, der sich nicht über schreiende Kinder unterhalten wollte, «wir haben einen Wolfshunger und sind gekommen, um uns satt zu essen, mein junger Freund hier hat mich eingeladen, er ist ein feiner Kerl und weiss, was sich gehört — was also gibt's denn heute bei dir zu essen?»

In diesem Augenblick zeigte sich zu Martins Verblüffung in einer Bodenluke, die sich in der Nähe der primitiven Anrichte befand, der Kopf einer schwarzhaarigen, noch jungen Frau, die gehässig rief: «Etienne komm, aber sofort!» und sogleich verschwand sie wieder in der Versenkung.

Der Wirt stand gemächlich auf. «Einen Augenblick, mein Bijou ruft mich. Ich komme gleich wieder und werde mich bei der Direktion erkunden, was es heute gibt.» Er ging zur Luke und dort über eine Treppe in das Kellergeschoss hinunter.

«Die hausen da unten», erklärte Frank, «im Keller bei den Asseln, irgendwo muss man ja schliesslich zu Hause sein.»

Unter ihnen verebbte endlich das Plärren des Kindes, es verebbte wie Wellen nach einem Sturm. Die übrigen Gäste hatten nicht einmal hingehört.

Dann tauchte der Wirt wieder aus der Tiefe seiner Behausung auf.

«Gulasch gibt's, Gulasch könnt ihr haben», sagte er.

«Na», wandte sich Frank an Martin, «würde dir Gulasch schmecken, du bist ja schliesslich der Spender?»

«Mir schmeckt alles, wenn's gut ist.»

«Es wird schon recht sein», sagte der Wirt ohne Ueberzeugung.

«Gut, nehmen wir Gulasch.» Es blieb ihnen vermutlich keine andere Wahl; Gulasch oder nichts, Gulasch oder weitergehen.

«Zweimal Gulasch!» rief der kleine Berner beflissen, und mit einem runden Grinsen sagte er zu Martin: «S'isch e Satan vu me Wibervolch, aber wäs a z'choche geit, denn oha lätz — ig leg der d'Hang it' z'Für, z'Gulasch macht se formidable!» Er schnalzte mit der Zunge und eilte gewichtig, gleichsam mit unsichtbar wehenden



Frackschössen zur Bodenluke, neigte sich hinunter und rief: «Deux fois Gulasch, Madame, s'il vous plaît!»

Der Wirt lächelte verkniffen, Frank liebkoste mit einem belustigten Gesicht seine Narbe, und Martin wusste nicht, ob der kleine Berner ein Anlass zum Heulen oder zum Lachen war.

Mit Schwung kam er an den Tisch zurück und fragte schriftdeutsch, freilich mit einem tüchtigen Schuss berndeutschen Akzent: «Und was wünschen die Herrschaften zu trinken?» Sein rundes, überpickeltes Gesicht strahlte.

«Proletenchampagner — vom roten», sagte Martin lachend, «oder willst du weissen, Günter? Du bist ja mein Gast.»

«Trinken wir vom roten, er ist preiswerter.»

«Sehr wohl», parodierte der kleine Berner seine gehobeneren Berufsgenossen und entfernte sich eilig, um die Gläser zu füllen.

«Spart er denn immer noch für seine Reise?» wandte sich Frank fragend an den Wirt, der wieder gedankenverloren an seinen Fingernägeln kaute.

(Fortsetzung folgt)